

**Predigt über Hiob 14,1–6 beim Evangelischen Universitätsgottesdienst am Drittlezten  
Sonntag des Kirchenjahres (11.11.2018) in der Observantenkirche in Münster**

*Prof. Dr. Lutz Doering*

Gnade sei mit euch und Friede von Gott unserem Vater und dem Herrn Jesus Christus. Amen.

Der Predigttext für den heutigen Sonntag steht im Buch Hiob, Kapitel 14, die Verse 1–6. Ich verwende meine eigene Übersetzung:

- 1 Der Erdenmensch, von einer Frau geboren,  
ist knapp an Tagen, doch satt an Unruhe.
- 2 Wie eine Blume geht er auf und welkt  
und flieht wie ein Schatten und hat keinen Bestand.
- 3 Tust du sogar über so einen deine Augen auf  
und willst mich ins Gericht mit dir ziehen?
- 4 Kann denn ein Reiner vom Unreinen kommen?  
Nicht einer!
- 5 Sind seine Tage festgeschrieben,  
steht die Zahl seiner Monde bei dir,  
hast du ihm eine Grenze gesetzt, die er nicht überschreiten kann:
- 6 so wende deinen Blick von ihm ab, dass er aussetzen kann,  
bis er wie ein Tagelöhner seinen Tag vollendet.

Liebe Gemeinde,

Es ist ein düsteres Bild vom Menschen, das Hiob hier zeichnet. Drei kurze, dichte Aussagen reichen ihm aus, um das Feld abzustecken und das Entscheidende über den Erdenmenschen – Adam – wie er hier genannt wird, zu sagen, das Entscheidende über einen jeden, eine jede von uns zu, aus dem alles andere folgt: von einer Frau geboren, knapp an Tagen und satt an Unruhe. Schon unsere Herkunft zeigt eine Grenze an: von einer Frau geboren. Wir kommen aus einem anderen Menschen zur Welt. Ich glaube nicht, dass Hiob hier „Frau“ in einem zusätzlich abwertenden Sinn gebraucht hat: ein Mann bringt ja noch nicht einmal dies zustande – ein Kind zu gebären. Daher gebühren der Frau, von der wir jeweils geboren worden sind, Achtung, Ehre und Liebe! Im Vordergrund der Aussage „geboren von einer Frau“ steht vielmehr unsere Herkunft von Vergänglichem. Wir sind nicht *unmittelbar* von Gott geschaffen. Wenn wir mit Luther bekennen, „Ich glaube, dass Gott mich geschaffen hat samt allen Kreaturen“, dann ist dieses unser Geschaffensein gleichwohl vermittelt über die

Abstammung von anderen Menschen, über die geschlechtliche Vereinigung eines Mannes mit einer Frau und dann über unsere Geburt aus einer Frau. Unser Leben unterliegt daher derselben Signatur der Vergänglichkeit wie das unserer Vorfahren: Es ist geprägt von Bedürftigkeit, Krankheit und Tod, aber auch moralischer Schwäche und Verfehlung gegen den Nächsten, gegen die Mitwelt, gegen Gott.

Unsere Vergänglichkeit, so sagt Hiob, bedeutet, dass unser Leben knapp an Tagen, doch satt an Unruhe ist. Wir sind wie eine Blume, die aufblüht und schnell welkt, wie man besonders im heißen Klima des Nahen Ostens, aber auch bei uns in einem Sommer wie dem zurücklegenden spüren kann; wir sind wie ein Schattenwurf, der unweigerlich flieht und keinen Bestand hat. Damit hinterfragt Hiob andere Wahrnehmungen der menschlichen Lebenszeit, wie wir sie in der biblischen Überlieferung finden, etwa über König David, dem im 1. Chronikbuch beschieden wird: „Und er starb in gutem Alter, satt an Tagen, Reichtum und Ehre“ (1 Chr 29,28), oder über Abraham, von dem wir ebenfalls hören: „er starb in gutem Alter, alt und lebenssatt“ (Gen 25,8). Hiob hingegen bleibt hungrig. Die Lebenszeit ist zu kurz; satt ist der Mensch nur an einem: an der Unruhe. Wie viele Menschen um uns herum werden nicht zu früh aus dem Leben gerissen! Und auch uns selbst kann es geschehen, dass uns nur noch eine kurze Zeit verbleibt. Aber was ist eigentlich „zu früh“? Wann sind wir denn bereit zu gehen? Im Gegensatz zu den Frühverstorbenen unter uns scheinen die meisten Menschen immer älter zu werden. Heute ist 85, wie man sagt, „kein Alter mehr“. Schaffen wir es bis dahin? Was müssen wir dafür tun? Sport treiben? Weniger Alkohol trinken? Gesünder essen? „80 ist das neue 60“, so hört man zunehmend, oder auch: „50 ist das neue 30“. Aber was, wenn nicht? Unsere stets verlängerte Sorge um das lange Leben schafft neue Unruhe. Sie verschiebt, ja sie verdrängt die Frage nach der Bereitschaft für den Tod. Und dann schlägt er zu, mitten unter uns. Sind wir dann bereit? Unser Leben ist also immer kurz und voller Unruhe, und auch wenn wir es verlängern wollen, schaffen wir nur neue Unruhe.

Doch Hiob belässt es nicht bei dieser Analyse. Er setzt unser fragiles, unruhiges Leben in Beziehung zu Gott. Dabei ist der Ton der Anklage nicht zu verkennen: „Tust du sogar über so einen (*'af 'al zeh*) deine Augen auf und willst mich ins Gericht mit dir ziehen? Kann denn ein Reiner vom Unreinen kommen? Nicht einer!“ Auf der einen Seite, sagt Hiob, ist es geradezu kleinlich, ja „nickelig“, wie man hier sagt, dass Gott dem so gehetzten Menschen kleinere Sünden nachweist. Lieber Gott, ja hast du denn nichts Besseres zu tun? Bist du nicht mehr als ein argwöhnischer Aufpasser, ein Beckmesser, vielleicht gar ein Spaßverderber? Musst du mich angesichts eines so kurzen und unruhigen Lebens immer wieder in dein Gericht ziehen? Gericht – das meint hier nicht das Endgericht, sondern die verschiedenen Schicksalsschläge,

die Hiob, die mich treffen. Auf der anderen Seite, sagt Hiob, hat Gott den Menschen in eben jener Vergänglichkeit und Gebrechlichkeit geschaffen. „Kann denn ein Reiner vom Unreinen kommen? Nicht einer!“ Rein ist nur Gott. Damit nimmt Hiob einen Gedanken auf, den zuvor schon Elifas in seiner ersten Rede geäußert hatte: „Wie kann ein Mensch gerecht sein vor Gott oder ein Mann rein sein vor dem, der ihn gemacht hat? Siehe, seinen Dienern traut er nicht, und seinen Engeln wirft er Torheit vor: wie viel mehr denen, die in Lehmhäusern wohnen und auf Staub gegründet sind und wie Motten zerdrückt werden!“ (Hi 4,17ff.). Letztlich hat Gott selbst die Fehlbarkeit des so gemachten Menschen zu verantworten.

Für Hiob folgt daraus, dass Gott von dem todverfallenen Menschen, dessen Lebenszeit von Gott begrenzt worden ist, ablassen soll: „wende deinen Blick von ihm ab, dass er aussetzen kann, bis er wie ein Tagelöhner seinen Tag vollendet“. Das ist im Hebräischen ein besonders schwieriger Satz, der in den Übersetzungen unterschiedlich wiedergegeben wird. Wenn man mit der jüdischen Auslegungstradition *yirtzeh* nicht als „sich freuen“ versteht – als freute sich der Tagelöhner über seinen Tag oder sein Leben –, sondern als „nachholen, vollenden“ – wie in der Wendung „dann wird das Land seine Sabbate nachholen (*tirtzeh*)“ – wird der Sinn klar: Lieber Gott, gib dem Menschen in seinem kurzen Leben Raum zum Leben, beobachte und strafe ihn nicht die ganze Zeit; wer beobachtet wird, fühlt sich unfrei und macht womöglich noch weitere Fehler. Lass den Menschen doch in der kurzen Zeit, die ihm bleibt, aussetzen, lass ihn, lass sie aufatmen, bis er, bis sie dann seinen oder ihren festgesetzten Tag vollendet, das heißt, das Leben vollendet und stirbt.

Aussetzen, aufatmen, Raum zum ungestörten Leben – darum bittet Hiob hier. Das ist etwas anderes als Autonomie und Selbstüberhebung. Hiob akzeptiert ja die Rahmenbedingungen: die von Gott gesetzte begrenzte Lebenszeit. Und er bittet Gott, er bleibt also im Gespräch und nabelt sich nicht in einer falsch verstandenen Emanzipation von Gott ab. Aber er bittet eben auch, dass dieses kurze Leben Gelegenheit für verantwortliches und ungestörtes Handeln bieten möge. Gott kann doch kein Überwachungsregime wollen. Er muss uns doch Spielraum und Freiheit zum Handeln geben.

Doch der Tod als gesetzte Grenze unserer Lebenszeit bleibt. Wie können wir mit ihm umgehen? Zu allererst müssen wir die Frage nach dem Tod, dem eigenen wie dem der uns Nahestehenden, in unserem Leben zulassen. Der baltisch-deutsche Schriftsteller Werner Bergengruen hat dazu in seiner in den Dreißiger Jahren entstandenen Erzählungssammlung „Der Tod von Reval“ auf das Lebensgefühl eines Revaler Totentanzgemäldes verwiesen: „Ich sehe vor mich oder hinter mich: ich fühle den Tod alle Zeit um mich“. Der Tod ist also stets

gegenwärtig. Das erkennen wir auch heute, wenn wir, statt den Tod zu verdrängen, die Todesanzeigen der Tageszeitung aufschlagen oder die Namen der im letzten Jahr verstorbenen Angehörigen der WWU durchgehen, wie das bald wieder in unserem universitären Totengedenken geschieht. Etwas überraschend schreibt Bergengruen über seine Erzählungen: „Jeder Tod hat sein Gelächter“. In den Erzählungen begegnen wir der Leiche eines Herzogs, der so viel Schnaps gesoffen hat, dass sein Körper nicht verwest; einer Alkohol hassenden Kapitänsfrau, Spitzname „Seeteufel“, die auf hoher See verstirbt und bis zur Ankunft im Hafen ausgerechnet in ein Schnapsfass zur Konservierung eingelegt wird; oder der Leiche einer verschwenderischen Fischersfrau, die von ihrem Mann im Eisloch hängen gelassen wird, damit sie ihm noch viele Aale einbringt, die er dann verkaufen kann. Bergengruen erzählt diese Geschichten mit einem Augenzwinkern. Er möchte, dass wir zu einem „vertraulichen Umgang“ mit dem Tod finden, „unbeschadet seiner Schauer und seiner Strenge“. „Der Tod,“ schreibt er, „ist ein großer Trost. Er macht, daß niemand sich zu fürchten braucht.“ Und im Licht dieses Wechselbezugs von Tod und Humor, aber *nur* in diesem Licht, kann ich es ertragen, dass zur selben Stunde, genau jetzt, da überall sonst in der westlichen Welt der Toten des Ersten Weltkriegs und des Waffenstillstands am 11. November vor 100 Jahren gedacht wird – dass genau zur selben Zeit in Deutschland die Funkenmariechen herausspringen und die Narren Alaaf und Helau schreien. O dass wir beides beieinander hielten – das Toten-Gedächtnis und das Gelächter inmitten der Todverfallenheit!

Bergengruen hat seine Zuversicht aus dem christlichen Glauben bezogen. Als Christinnen und Christen machen wir uns an einem fest, der das von Hiob beschriebene Los des Erdenmenschen mit uns teilt. So heißt es im Galaterbrief: „Als aber die Zeit erfüllt war, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einer Frau“ (Gal 4,4). Der Mensch Jesus, geboren von einer Frau, teilt die Gebrechlichkeit menschlichen Lebens. Sein gewaltsamer Tod ereilt ihn in der Blüte seines Lebens und macht es knapp an Tagen. Am Kreuz klagt Jesus, dem Hiob ähnlich: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ (Mk 15,34) Aber in der Klage öffnet sich Jesus und wendet sich Gott zu: „Mein Vater, ist’s nicht möglich, dass dieser Kelch an mir vorübergehe, ohne dass ich ihn trinke, so geschehe dein Wille!“ (Mt 26,42). In dieser Offenheit der Klage, der Bitte und der Zuversicht dürfen auch wir uns Gott in Jesu Namen zuwenden. So sind dann sowohl unser Leben als auch unser Sterben in Gottes Hand, wie Paulus in der heutigen Epistel kündigt: „Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum: wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn“ (Röm 14,8).

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.